

OLIVER G. WACHLIN

Ostseegrund

KRIMINALROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 2015 unter gleichem Titel

Umschlagmotiv: photocase.com/biloba

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Lothar Strüh

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0828-0

Neuausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Behrens & Richter GbR, Berlin.

In memoriam

MS »Georg Büchner« ex »Charlesville« (1950–2013)

Prolog

Der Weg zum Glück führt über einen wackeligen Steg. Vierzig Meter durch dichtes Schilf über morsches, von Sonne und Wetter gebleichtes Holz. Am Ende liegt ein alter Kahn, der immer etwas leckt. Die Planken müssten mal kalfatert werden, aber das hat Zeit bis zum Herbst. Das bisschen Wasser kannst du mit einer Pütz, wie sie das nennen, einem kleinen Eimer, aus dem Boot schöpfen. Dann löst du die Leinen, schnappst dir die Riemen und fährst hinaus auf den Bodden.

Im späten Licht steht der Hecht im Ried, sagen sie hier.

Das Wasser klatscht träge gegen das Boot, und du ruderst Richtung Osten, dort, wo die breiten Schilfgürtel in der Abendsonne schimmern. Ab und zu hältst du inne, greifst nach der Whiskyflasche und nimmst einen großen Schluck. Talisker von der schottischen Insel Skye, ein zehn Jahre alter Single Malt. Deine Enkel wissen, was der Opa mag.

Du wirfst die Angel aus. Es ist fast windstill. Irgendwo meckert eine Rohrdommel. Du genießt die Ruhe, stopfst dir eine Pfeife, trinkst den Whisky dazu und wartest auf das Lupfen der Pose.

Was total merkwürdige Begriffe sind: »Pose« und »Lupfen«. Wer zum Teufel kommt auf so was?

Die »Pose« wird auch als Schwimmer bezeichnet, weil sie auf dem Wasser schwimmt. Das ist eindeutig. Und tatsächlich stellt sie sich meist in grellen Neonfarben dar – sie posiert – und markiert so genau die Position des Angelhakens unter der Wasseroberfläche. Wenn da ein Fisch anbeißt, wird das durch rasches Untertauchen der Pose signalisiert. Oder durch Fortschwimmen, kommt drauf an. Das Wort »Pose« macht also, je länger du darüber nachdenkst, durchaus Sinn.

Anders das »Lupfen«, auch »Anlupfen« genannt. Es bezeichnet die kleinen, nur durch konzentrische Kreise auf dem Wasser wahrnehmbaren Hüpfbewegungen der Pose. Sie entstehen, wenn die

Fische den Köder vorsichtig vom Haken knabbern, ohne richtig anzubeißen.

Das machen sie öfter, und deshalb kann kein ernsthafter Angler das Wort »lupfen« mögen. Beim besten Willen nicht. »Lupfen« bedeutet Misserfolg. Wenn die Pose lupft, tricksen die Fische den Angler aus. Die sind nämlich nicht blöd, im Gegenteil. Fische sind sogar ziemlich schlau. So schlau jedenfalls, dass sie jeden der noch so gut mit leckerer Teigmasse ummantelten Haken als fiesen Köder erkennen.

Mehr noch, sie sind sogar in der Lage, den Teig vorsichtig vom Haken zu lutschen, ohne sich dabei zu gefährden. Zieht der Angler an, wenn die Pose lupft, bekommt er keinen Fisch, sondern nur einen blanken Haken zurück. Das passiert dauernd. Du fängst nichts, außer vielleicht einen ganz kleinen Barsch, total winzig. Ein Fischkind sozusagen, unerfahren wie ein Baby. Das hast du heute ständig an der Angel, und jedes Mal wirfst du es zurück ins Wasser. So lange, bis auch dieses Dummerchen von Fisch begriffen hat, wie es den Köderteig vom Haken bekommt, ohne dabei gefangen zu werden.

Natürlich könntest du den kleinen Barsch auch als Lebendköder verwenden. Doch dann würde er dir dauernd mit der Pose abhauen, und du wüsstest nie, ist das jetzt schon der große Fang oder nur der verzweifelt die Freiheit suchende Köderfisch.

Auch hättest du ein schlechtes Gewissen. Lebendköder sind Tierquälerei. Du hast ja schon Mitleid mit den Regenwürmern, die manche Angler auf ihre Haken spießen, obwohl es immer heißt, dass Regenwürmer keinen Schmerz empfinden. Aber wer kann das schon mit Sicherheit wissen?

Also bleibst du beim Teig. Altes Roggenbrot macht sich gut. Mit etwas Wasser durchgeknetet und zu einer kleinen Kugel geformt, ergibt es einen Superköder. Nur einen Hecht hast du damit noch nie gefangen. Was auch egal ist. Dir geht es beim Angeln ohnehin mehr um die Ruhe, um die Entspannung und die Einsamkeit. Angeln hat was Meditatives. Es ist ein stilles Glück.

Mit der Dämmerung zieht Nebel über dem Bodden auf. Noch sehr durchsichtig, kaum wahrnehmbar. Das ist wie mit dem Gedächtnis.

Erst verschwinden die Konturen. Dann wird es immer milchiger, und irgendwann stehst du im Nichts. Totale Leere. Das eine hat mit dem Alter und das andere mit den Temperaturunterschieden zu tun. Die Nächte sind kurz Anfang Juni, aber kühl. Das Wasser dagegen hat sich an den langen Tagen aufwärmen können. Es bildet sich Nebel, der sich erst mit der Morgensonne wieder auflöst. Bevor er zu dicht wird, solltest du zu Hause sein. Der Bodden ist zwar fast überall von Ufern gesäumt, doch er ist groß. Im Nebel kann man sich leicht verirren. Und vom Kleinen und vom Großen Werder muss man sich fernhalten, da geht es auf die Ostsee hinaus. Auf dem Meer ist man im Nebel verloren.

Eine der Angelschnüre hat sich im Schilf verheddert. Bis du sie gelöst hast, vergehen kostbare Minuten. Das jenseitige Ufer ist kaum noch erkennbar. Du musst dich beeilen!

Eins, zwei, drei ...

Du zählst laut mit beim Rudern, weil es dich motiviert.

... vierundzwanzig, fünfundzwanzig, sechsundzwanzig ...

Es ist völlig windstill, das Wasser glatt wie ein Spiegel, und du kommst gut voran. Immer wieder ziehst du kraftvoll die Riemen durchs Wasser und kommst dir vor wie ein Leistungssportler. Seltsam ist, dass es in diesem Sport keine Stars gibt wie im Fußball oder im Tennis. Selbst die gedopten Radrennfahrer bei der Tour de France sind weltweit bekannt. Ullrich, Armstrong ... Warum kennt keiner einen Goldmedaillengewinner im Rudern?

... zweiundneunzig, dreiundneunzig, vierundneunzig ...

Allmählich kommst du ganz schön aus der Puste. Und der Nebel hat alles verschluckt. Nirgendwo ist mehr ein Uferstreifen sichtbar. Vielleicht wäre es besser gewesen, sich einfach am Schilfgürtel entlangzutasten, anstatt aufs offene Wasser zu fahren. Das wäre zwar umständlich gewesen, doch du hättest immer Kontakt zum Land gehabt. Jetzt bist du mitten auf dem Bodden, und um dich herum ist nur dicke, undurchsichtige milchig feuchte Luft.

... einhundertzweiundsiebzig, einhundertdreiundsiebzig ...

Am Anfang hat dir das Mitzählen der Ruderschläge Mut und Zuversicht gebracht. Doch das klappt nicht ewig. Inzwischen senkt

sich die Nacht herab, und obwohl dir der blanke Schweiß auf der Stirn steht, wird es allmählich ungemütlich kalt.

... zweihundertfünfzig, zweihunderteinundfünfzig ...

Du ahnst, dass du dich im Nebel verirrt hast, und spätestens nach dreihundert Schlägen brauchst du eine Pause. Aber du wagst es nicht, innezuhalten. Du fürchtest, die Richtung zu verlieren, wenn du stoppst. Du musst weiter immer geradeaus, dann wird ein Ufer kommen. Es kann nicht mehr weit sein. Es kann wirklich nicht mehr weit sein.

Du rackerst dich ab und scheinst doch irgendwie festzustecken. Du ruderst und ruderst, und dennoch kommt es dir vor, als fährst du rückwärts. Als würde der Nebel dich nicht freigeben wollen, als hätte er Spaß daran, dir zuzusehen, wie du dich abstrampelst. Du hörst sein höhnisches Lachen, aus weißen Schwaden strecken sich Finger nach dir, sie wollen dich festhalten, dich krallen, dich versenken.

... sechshundertzwölf, sechshundertdreizehn ...

Völlig erschöpft kannst du die aufkommende Panik nur noch mühsam unterdrücken. Wie lange bist du schon unterwegs? Eine Stunde? Oder zwei? Wo ist dein wackeliger Holzsteg? Wo überhaupt das Ufer?

Du sitzt ganz allein in deinem leckenden Kahn und hast vollkommen die Orientierung verloren.

Kurze Pause. Es geht nicht anders. Du keuchst, kriegst kaum noch Luft. Um dich herum undurchdringliche Finsternis.

Der Bodden ist groß, aber nicht unendlich, versuchst du dich zu beruhigen, wahrscheinlich bist du nur im Kreis gefahren. So was kommt vor. Du bist Rechtshänder, dein rechter Arm ist stärker als der linke. Folglich war auch dein Ruderschlag rechts stärker. Du wirst einen großen Backbordkreis gefahren sein. Vollkommen unwillkürlich, denn du siehst ja nichts. Es ist zappenduster. Total schwarz. Kein Mond, kein einziger Stern am Himmel. Und du hast nicht mal eine Taschenlampe dabei. Wenn du mit dem Feuerzeug herumleuchtest, reflektiert im trüben Schein nur der Nebel. Zudem wird es empfindlich kälter, und du trägst nur ein kurzärmeliges Hemd.

Unheimlich auch der Blick auf die Uhr. Sie zeigt kurz nach Mit-

ternacht. Geisterstunde. Du kommst dir vor wie in einem amerikanischen Horrorfilm aus den siebziger Jahren: »The Fog – Nebel des Grauens«.

Alter Schwede, jetzt hast du wirklich richtig Schiss! Aber das ist normal. Angst ist nichts Schlimmes, solange du nicht in Panik verfallst. Angst schärft die Sinne und macht dich aufmerksamer. Die Angst ist eine normale Schutzfunktion. Du musst sie nur nutzen und die Ruhe bewahren.

Nachdenken! Dazu einen Schluck Talisker und eine Pfeife rauchen. Was ist zu tun? Einfach abwarten bis zum Morgengrauen? Bis sich der Nebel wieder auflöst?

Das wäre durchaus eine Möglichkeit, wenn es nicht so arschkalt wäre. Bis dahin bist du steif gefroren, und gegen die Kälte hilft nur Bewegung.

Also ruderst du weiter, bemüht, beide Riemen mit gleicher Kraft durchzuziehen, damit du nicht wieder im Kreise fährst. Irgendwann muss ja mal was kommen. Bislang ist noch niemand im Nebel auf dem Barther Bodden verloren gegangen. Jedenfalls ist dir kein derartiger Fall bekannt. Das ist schließlich nicht irgendeine ferne Wildnis, keine menschenleere Einöde, ganz im Gegenteil: Du bist mitten in der Zivilisation, in einer touristisch beliebten Urlaubsgegend, im Norden die Halbinsel Zingst mit ihren endlos weißen Ostseestränden, im Süden die idyllische Boddenlandschaft mit ihren hübschen Yacht- und Fischereihäfen, es gibt Pensionen, Hotels und Restaurants direkt am Wasser. Und bald ist Ferienzeit, Hochsaison.

Nein, du bist nicht verloren, trotz dieser verdammten Kälte. Du hättest dir eine Jacke mitnehmen sollen oder wenigstens eine Decke. Aber wer konnte denn ahnen, dass ...?

Moment mal! War da nicht eben was? Ein Geräusch? So ein seltsames Klatschen? Ein träges Schlappen, ein Patschen? Dazu dieses metallische Klingen, das hast du schon mal gehört. Aber wo? – Angespant lauschst du in die Dunkelheit. – Als würde etwas leise gegen Aluminium schlagen. Oder war es eloxierter Stahl? – Da! Eindeutig! Das klingt wie ... – Wie, wie ...

Ja, wie was eigentlich?

Und wieder dieses merkwürdige Schlappen. Kaum hörbar wie ein Hauch, aber es ist da. Und es klingt nicht natürlich. Nicht nach Tier jedenfalls. Mehr so menschengemacht, oder etwa nicht?

Du zitterst, und Gott sei Dank ist noch Whisky da. Leise ziehst du den Korken aus der Flasche und nimmst einen ganz großen Schluck. Einen Schluck, der die Angst wenn schon nicht völlig vertreiben, so doch wenigstens mildern kann. Außerdem wärmt der Talisker von innen. Und macht er nicht auch den Kopf klarer? Es heißt ja immer, der Alkohol vernebele die Sinne, doch du erkennst plötzlich direkt voraus etwas Helles. Nur ganz zart und schemenhaft zeichnet es sich gegen die nebelverhangene Dunkelheit ab und verliert sich im Nachthimmel. Wie ein großes Dreieck, doch was ist es?

Die Morgendämmerung? Eine Halluzination? Oder schimmert da endlich ein rettender Hafen durch den dichten Nebel?

Ein Ruck geht durch den Kahn, sodass du fast das Gleichgewicht verlierst – ein Ruck und ein Poltern, ganz unvermittelt –, heilige Hölle, was zum Teufel ...?

Dein Herz geht rasend schnell, was gar nicht gut ist in deinem Alter. Hastig nimmst du noch einen Schluck Talisker, der beruhigt die Nerven.

Relax, sagst du dir, und deine Stimme zittert ein wenig, ganz relaxt, mein Alter. Es hat gepoltert, okay. Aber Poltergeister gibt's nur im Film. Fakt ist: Du hast mit deinem Kahn irgendwas gerammt. Die Frage ist: Was?

Erneut flammt dein Feuerzeug auf. Du leuchtest herum, und das flackernde nervöse Licht der Flamme reflektiert sich auf blank poliertem Weiß. So nah und so glänzend, dass du zusammenzuckst.

Es dauert einen Augenblick, bis dir klar wird, dass du den makellos weiß lackierten Rumpf eines großen Bootes anleuchtest. Es liegt direkt neben dir, mindestens zehn Meter lang. Und das Helle darüber, was du als Morgendämmerung erhofft hattest, sind die Segel. Schwer von nebliger Nässe hängen sie am Mast. Feucht sind auch die Seile und Leinen, die man zum Setzen und Bergen der Segel braucht. Das laufende Gut, wie es der Schiffer nennt. In der schwachen Dünung klatscht es sanft gegen den Mast.

Alles klar. Jetzt weißt du auch, woher du dieses Geräusch kennst. Aus dem Barther Hafen, na klar: Segelboote klingen so, wenn sie am Steg oder vor Anker liegen. Du hast mitten auf dem Bodden in Nacht und Nebel eine Segelyacht gerammt.

Besser als nichts. Wo ein Boot ist, sind auch Menschen. Wahrscheinlich haben sie gestoppt und warten den Nebel ab. Seltsam ist nur, dass nirgendwo ein Licht brennt. Weder in der Kabine, noch gibt es Positionslaternen oder ein Ankerlicht.

Schlafen die?

Vorsichtig richtest du dich auf und hältst dich an der Reling der Segelyacht fest. Dein Blick schweift über das Deck, aber du kannst in der Dunkelheit ohnehin fast nichts erkennen. Die Flamme deines Feuerzeugs erhellt nur einen engen Kreis. Feines Teak mit draufgeschraubten Klampen und glänzenden Winschen aus Nirosta-Stahl, einen lackierten Mahagoniaufbau und schemenhaft das Luk zum Niedergang. Es scheint geöffnet zu sein.

»Hallo? Ist da wer?« Deine eigene Stimme erscheint dir seltsam fremd. Sie klingt merkwürdig heiser und wird schon nach wenigen Metern vom Nebel verschluckt. »Ich habe mich verirrt!«

Keine Antwort. Seltsam.

»Hören Sie mich?«, versuchst du es erneut, um dann einen Entschluss anzukündigen: »Ich komm jetzt an Bord.«

Was einfacher gesagt ist als getan. Das hohe Freibord macht dir zu schaffen, und der Whisky zeigt ebenfalls Wirkung. Fast fällst du ins Wasser. Doch irgendwie gelingt es dir, dich an den Unterwanken festzuhalten und über die Reling zu klettern. Dein Atem dampft in der kalten Nachtluft und vermischt sich mit den Nebelschwaden, die tief und unheimlich über das Deck wabern. Vorsichtig tastest du dich zum Cockpit und lässt dich erschöpft auf eine der feuchten Backskisten nieder. Dein Feuerzeug funktioniert nicht mehr. Vermutlich ist das Gas alle. Mist!

Und dann?

Du weißt es nicht mehr genau. Der Geruch von kaltem Blut lag in der Luft, aber das konnte auch Einbildung sein. Du bist erst seit

einem Jahr nicht mehr im Dienst. Da kann es schon mal vorkommen, dass man Blut riecht. Dass einen die verwesenden Körper der Ermordeten bis in die Nächte verfolgen. Und wie oft hast du die Stimmen der Mörder noch im Ohr.

Nein, das alles ist nicht echt. Zu oft verwischen sich Erinnerung und Wirklichkeit zu einer Fiktion, zu einer absurden Scheinrealität, die keiner faktischen Prüfung standhalten kann.

Sicher ist nur, dass du in die Kabine des Segelbootes gestiegen bist. Dort war es noch dunkler als draußen, und du hast verzweifelt nach einem Lichtschalter gesucht. Erfolglos, denn du bist über etwas am Boden gestolpert und hast dir den Rücken ziemlich schmerzhaft am Salontisch gestoßen.

Dann wirst du dich in eine der Kojen gelegt haben und eingeschlafen sein. Denn die Leiche und das viele Blut hast du erst am nächsten Morgen bemerkt.

Oder etwa nicht?

1 DER ALTE OZEANRIESE knarrte und ächzte gespenstisch. Irgendwo schlug quietschend eine Tür gegen ihren Rahmen, und die gewaltigen Ladebäume auf dem Achterdeck mit ihren verrosteten Stahltrossen gaben seltsam heisere Laute von sich, wenn sie in der sanften Dünung hin- und herschwangen. Ansonsten war es unheimlich ruhig.

Schon merkwürdig, wenn so ein oller Riesen Kahn führerlos über das Meer geschleppt wird, dachte Käpt'n Charly Zwo, als er am späten Nachmittag des 30. Mai in der Messe auf dem Hauptdeck sein Abendbrot zu sich nahm. Roggenbrote, dick mit Butter und Rauchwurst belegt. Die hatte ihm seine Frau noch eingepackt, dazu zwei Thermoskannen Tee und einen kleinen Flachmann mit Selbstgebranntem. Außerdem hatte er einen Kasten Wasser mit an Bord genommen, jede Menge Obst, Nüsse, Schokolade und gekochte Pellkartoffeln, die man mit Salz auch kalt essen konnte, sowie ein großes Stück Pökelfleisch. Genug Proviant für mehrere Tage auf einem alten Dampfer, der nicht einmal mehr über einen funktionierenden Kühlschrank verfügte.

Überhaupt machte sich seine Frau furchtbare Sorgen. Von Anfang an war sie strikt gegen diese Reise gewesen, hatte sich mit düsteren Ahnungen geplagt und sogar mit Scheidung gedroht.

Charly Zwo lächelte. Am Ende hatte sie ihn sogar zum Schiff gebracht. Heimlich nachts, im Schlauchboot über die Warnow.

Es war nicht einfach gewesen, unbeobachtet auf die »Georg Büchner« zu kommen. Den Schorsch, wie das Schiff von den Seeleuten und Rostockern liebevoll genannt wurde. Von der Kaiseite her lag er im hellen Licht des Stadthafens, und im alten Lagerschuppen gegenüber, der sogenannten Bühne 602 am Kabutzenhof, war mächtig Betrieb. Die Compagnie de Comédie hatte ihren Open-Stage-Abend, und es standen dort haufenweise Leute herum. Da kam man an das Schiff nicht ran.

So blieb nur der Weg übers Wasser. Die Steuerbordseite lag im Schatten, man war da nachts praktisch unsichtbar, nur der lärmende Außenborder des Schlauchbootes störte. Sie hatten ihn abgeschaltet, waren die letzten Meter zum Schorsch gepaddelt und dabei fast mit einem anderen Schlauchboot zusammengestoßen, das sich ebenfalls am Schiff zu schaffen machte. Autonome Sprayer, die den Rumpf mit Graffiti und einem Schriftzug besprühten: »DANK DER PROFITGIER DER BANDITEN – KANN MAN MICH JETZT NICHT MEHR MIETEN!«.

Bis die Typen damit fertig waren, dauerte es. Und dann gab's das nächste Problem: Wie sollte man an Bord kommen ohne Fallreep? Die Bordwand des Schiffes war ab Wasserlinie gut zehn Meter hoch und Käpt'n Charly Zwo bestimmt kein Freikletterer oder »Freeclimber«, wie es heute neudeutsch hieß. Vorsorglich hatte er einen Wurfanker mitgebracht, an dem leichtes, aber belastbares Dyneema-Tauwerk befestigt war.

Daran hangelte er sich hoch wie ein Affe, und seine Frau schrie fast vor Angst, er könne abstürzen. Doch Käpt'n Charly Zwo gehörte noch zu jener Generation von Seeleuten, die auf Seglern ausgebildet worden waren. Ein alter Kap Hoornier, der schon bei Orkanstärke zwölf ins Rigg geentert war. So einer stürzt nicht ab, trotz seiner fünfundsiebzig Jahre nicht. Charly Zwo war fit wie fuffzig. Oben angekommen grinste er seiner Frau verwegen zu, aber das konnte die wegen der Dunkelheit nicht sehen. Dann hievte er die Tasche mit dem Proviant hoch, versprach, lebend und gesund zurückzukommen, und verschwand auf dem Schiff.

Da saß er dann fast zwei Tage, denn die Abreise verzögerte sich. Irgendwelche Genehmigungen fehlten wohl, dauernd stürmten wichtig dreinschauende Herren über die Decks, und er hatte damit zu tun, nicht entdeckt zu werden. Am Ende versteckte er sich in einem kleinen Kabuff hinter dem Maschinenraum ganz unten im Schiff. Einst waren hier Schmierstoffe gelagert worden, das wusste er noch aus seiner eigenen Zeit beim Schorsch. Zehn Jahre war er mit dem Kahn zur See gefahren, als Ausbilder wohlgermerkt, nicht als Lehrling. Er kannte das Schiff bis in den letzten Winkel, deshalb

hatten sie ihn ja auch für diese heikle Mission ausgewählt. Reaktiviert sozusagen für eine letzte, alles entscheidende Reise.

Dienstag ging's dann endlich los. Die mächtigen Stahlschlösser, die die »Georg Büchner« über sechsunddreißig Jahre lang fest an der Pier gehalten hatten, wurden abgeschweißt. Der diensthabende Lotse kam an Bord, und Charly Zwo musste erneut in sein Versteck wie ein blinder Passagier. Was dann passierte, bekam er dort nur akustisch mit. Offensichtlich steckte der Schorsch mit dem Kielschwein im Hafenschlick fest, denn die beiden Hafenschlepper »Axel« und »Bugsier 16« hatten ziemlich zu tun, um den ollen Kahn von der Kaikante wegzukriegen. Das ganze Schiff knarzte, stöhnte und krachte, als würde es gleich auseinanderbrechen. Dann ein Ruck, und es schwamm. Mit leichter Schlagseite nach steuerbord, aber es schwamm. »Bugsier 16« zog, und »Axel« hielt das Heck auf Kurs. So ging es die Warnow runter bis nach Warnemünde, wo die Kreuzfahrtschiffe der AIDA Cruises und einlaufende Fähren dem alten Ozeanliner einen letzten Gruß aus vielstimmigen Schiffssirenen gaben. Unten im Maschinenraum hörte sich das schauerlich an. Aber Charly Zwo hielt ehrfürchtig die Hand an die Mütze. Ein kurzer Gruß, wie es sich für einen alten Fahrensmann gehörte.

Mach's gut, Schorsch, dachte er mit Wehmut, du hättest wahrlich Besseres verdient.

An der Mole übernahm der polnische Hochseeschlepper »Ajaks« von »Bugsier 16« die Schleppleine. Wenig später löste »Axel« die Heckleine. Der Lotse ging von Bord, drehte mit seinem Versetzboot zurück Richtung Hafen ab, und Charly Zwo war wieder allein auf dem Schiff.

Ein alter Käpt'n auf einem alten Kahn ohne Besatzung und Maschinenantrieb. Ein »Ghost Sailor« auf dem weiten Meer. Als er sich an Deck wagte, war es neblig über der See. Kein Land mehr zu sehen. Schleppgeschwindigkeit geschätzte fünf bis sechs Knoten. Die Schlagseite nach steuerbord blieb stabil bei viereinhalb Grad, dennoch nahm sich Charly vor, regelmäßig zu messen, damit es nicht noch böse Überraschungen gab.

Dann machte er einen Rundgang durchs Schiff. Er konnte sich ja jetzt frei bewegen und musste nur darauf achten, von der »Ajaks« aus nicht gesehen zu werden.

In die Laderäume hatte man in den siebziger und achtziger Jahren Schulungsräume und zusätzliche Kojen eingebaut. Eine Zeit lang hatte der Schorsch auch als Studentenwohnheim gedient. Deshalb waren die vielen zusätzlichen Bullaugen in den Rumpf gekommen. Manche davon so knapp über der Wasserlinie, dass sie jetzt, um das Schiff wieder seefest zu machen, mit Stahlplatten gegen Seeschlag zugeschweißt werden mussten.

Der Maschinenraum war noch original, so wie ihn Charly Zwo von früher her kannte. Zentrum und Herz des Schiffes war die gewaltige, doppelwirkende Cockerill-Achtzylinder-Zweitakt-Gegenkolbenmaschine von Burmeister & Wain, die gut neuntausendzweihundertfünfzig PS auf die Welle gab. Mit dem Motor hatte es nie große Probleme gegeben. Bis 1977 hatte er zuverlässig seinen Dienst geleistet, und vermutlich würde er sogar heute noch laufen, wenn man ihn besser gepflegt hätte. Allein diese Maschine war einzigartig auf der Welt. Mitte der neunziger Jahre wollten die Dänen den Motor für ihr Technikmuseum kaufen. Wusste der Teufel, warum daraus nichts geworden war ...

Das Haupt- und das Promenadendeck waren früher, als das Schiff noch als »Charlesville« für die Belgier im Liniendienst nach Afrika fuhr, vornehmlich den Passagieren vorbehalten. Hohen Kolonialbeamten, Militärs und Missionaren. Viele Kabinen waren original erhalten, ebenso die Grand Escalier im Haupttreppenhaus. Geschwungene Formen von dezenter Schlichtheit, mahagonivertäfelte Wände und Handläufe aus Teak, dazu die versilberten Ringe im Geländer, die der Treppe so etwas Olympisches gaben.

Unterhalb des Brückendecks befand sich der große Speisesaal. Hier hing noch ein riesiges Gemälde aus der Kolonialzeit. Tanzende *Neger* mit Speeren und Schilden. Ja, damals durfte man noch »Neger« sagen.

Nach vorn schloss sich ein Wintergarten mit großen Panoramafenstern an. Hier konnte man direkt voraus auf die Back schauen und sich auch als Passagier wie ein Käpt'n fühlen.

Auf der Brücke selbst war der alte Maschinentelegraf aus Messing ausgebaut worden, ebenso das hölzerne Steuerrad. Und irgendwer hatte mittig auf die Fenster der Kommandobrücke ein altes Foto von Walter Ulbricht geklebt.

Niemand hat die Absicht, ein Schiff zu verschrotten, dachte Charly Zwo bitter und strich über den alten hölzernen Kartentisch. Wie oft war hier die Position bestimmt worden, auf nächtlichen Kursen nach Afrika und Amerika mitten auf dem Atlantik. Während unten die Kolonialherren tanzten oder später die Ausbilder ihren Moses zusammenbrüllten, weil der die falsche Decksfarbe angerührt hatte.

Charly Zwo nahm standesgemäß in der Kapitänskabine auf dem Oberdeck Quartier. Es gab keinen Strom auf dem Schiff, aber er hätte ohnehin kein Licht machen können. Zu groß wäre die Gefahr gewesen, vom Schlepper aus gesehen zu werden. Glücklicherweise waren die Tage lang Ende Mai. Da konnte man sich mit der Dunkelheit schlafen legen und zur Morgendämmerung wieder aufstehen.

Zwei Tage hatte er jetzt, um sich den Schorsch noch einmal genau anzusehen. Das MS »Georg Büchner«, die alte »Charlesville«. Zwei Tage, um die Vergangenheit Revue passieren zu lassen, zwei Tage nostalgische Träume.

In der Kongobar fand er sogar noch eine Pulle Rum. Havanna Club, die Originalabfüllung aus dem sozialistischen Kuba. Maschinenteile hatte man mit dem Schorsch nach Havanna gebracht, Schulbücher, Medikamente. Zurück ging es mit Bananen und Rohrzucker sowie Rum und Zigarren für den Export ins kapitalistische Ausland. Aber natürlich fiel hin und wieder auch mal eine Habano für die Besatzung ab. Da konnte man sich dann auch als Matrose der Deutschen Seereederei mal kurz wie ein Millionär fühlen.

Käpt'n Charly Zwo schrak aus seinen Gedanken. Etwas stimmte nicht, denn die Sonne schien plötzlich durch die Fenster auf der Steuerbordseite herein.

Unruhig sah er auf die Uhr. Kurz nach sechs Uhr abends, da

sollte die Sonne über dem westlichen Horizont stehen und von achtern auf die Backbordseite des Schiffes fallen. Der alte Käpt'n schüttelte ungläubig den Kopf. Die Besatzung auf dem Schlepper musste ganz eindeutig den Kurs geändert haben. Statt nach Nordost aufs Meer schleppten sie die »Georg Büchner« jetzt in südöstliche Richtung. Wo wollten die plötzlich hin mit dem Schorsch? Ziel war doch eindeutig Litauen gewesen, der Hafen Klaipeda. Stattdessen nahmen sie Kurs auf die polnische Ostseeküste.

Charly Zwo nahm sein Fernglas und suchte konzentriert die südliche Horizontlinie ab. Wahnsinn! Warum fuhren die Polen so dicht unter Land? Man konnte ja schon fast die Brandung sehen. Nee, da lief was falsch, das hatte er im Urin, da lief etwas ganz außerordentlich falsch.

Hastig baute er seinen mobilen Mittelwellensender auf. Gute alte analoge Technik, die funktionierte immer. Hervorragende Reflexionseigenschaften an der Ionosphäre. Damit konnte man bei jedem Wetter störungsfrei über Kontinente hinweg Nachrichten übermitteln und empfangen. Seit den Anfängen des Rundfunks schon. Nur für die Energieversorgung musste sich Charly Zwo was Neues einfallen lassen. Der Sender wurde mit sechs in Reihe geschalteten Flachbatterien à 4,5 Volt betrieben. Leider waren diese Batterien kaum noch handelsüblich, und es war nur eine Frage der Zeit, bis sie ganz vom Planeten verschwunden sein würden. Insofern musste eine neue Lösung her. Charly Zwo schaltete das Gerät ein und richtete die Antenne aus. Ein kurzer Funkspruch, damit sie an Land Bescheid wussten. Nur fünf Worte: »Kurswechsel unplanmäßig Südost. Muss handeln!« Das sollte reichen.

Doch kaum hatte er den Funkspruch abgesetzt, als schon die Fahrt aus dem Schiff genommen wurde. Der Schlepper stoppte auf. Auf der »Ajaks« machten sie das Beiboote klar.

Mist, verdammter!

Denn plötzlich wurde Käpt'n Charly Zwo klar, dass er einen fatalen Fehler gemacht hatte. Einen Fehler, der ihn das Leben kosten konnte.

Denn genau dieser kurze Funkspruch hatte ihn vermutlich verraten. Woher aber wussten die Männer auf dem Schlepper, auf welcher Frequenz er senden würde?

2 NÖ! Kriminaloberkommissar Björn Oehler schüttelte nachdrücklich das ergraute Haupt. Nicht mit ihm!

Schon seit Wochen hatte er sich gegen die »Verstärkung« aus Stralsund gewehrt. Wozu? Er brauchte keine Verstärkung in seinem kleinen Barther Kriminalkommissariat. Völlig überflüssig, hier war ohnehin nix los, von ein paar Kneipenschlägereien und Fahrraddiebstählen mal abgesehen. Damit kam er ganz alleine klar. Da brauchte er keine Hilfe, schon gar nicht aus Stralsund!

Hatte er den Fall der mysteriösen Tiertötungen im vergangenen Jahr, als dieser Irre über die Felder zog und wahllos friedlich grasende Schafe abschlachtete, nicht binnen vierzehn Tagen mit Bravour gelöst? Na also! Und das ging richtig durch die Presse. Er hatte die Kleinstadt hier am Bodden voll im Griff. Kriminalistisch gesehen.

Trotzdem bestanden die Stralsunder Oberen darauf, ihm einen jungen Beamten zu schicken. Einen angehenden Kriminalisten, der sich die Hörner abstoßen und Erfahrungen sammeln sollte. Ausgerechnet bei ihm, Björn Oehler. War er ein Kindergarten? Nee! War er nicht.

Und als wäre das alles noch nicht genug, stand jetzt kein unerfahrener junger Beamter vor ihm, sondern eine unerfahrene junge Beamtin! Die weibliche Form, wohlgemerkt. Strohlblond, mit großen Kulleraugen und höchstens Anfang zwanzig. Ja, wollten die ihn verarschen? Was zum Deibel noch mal sollte er mit so einem Kind anfangen? Schmetterlinge fangen?

»Wie war Ihr Name noch mal?«

»Hansen, Maike«, antwortete das Mädchen eifrig, »Kriminalobermeisterin. Haben Sie meine Akte nicht bekommen?«

Doch, doch. Björn Oehler machte eine abwinkende Handbewegung und zog eine schmale Mappe aus dem Eingangsordner auf dem Schreibtisch. Er hätte früher reinschauen sollen, dann hätte sich das vielleicht alles noch abwenden lassen können. So aber ... Na ja, selber schuld. In Zukunft würde er die Post gleich bei Ankunft durchgehen.

Oehler setzte seine Lesebrille auf und öffnete die Mappe: Hansen, Maike, aha, geboren am 1. Juli 1990 – Gott, wie jung! – in Trinwillershagen. Na, wenigstens war sie aus der Gegend. Trinwillershagen war keine zwanzig Kilometer entfernt.

»Dann kennen Sie sich in Barth aus?«

»Ich bin hier zur Schule gegangen.«

Immerhin, dachte Oehler und blätterte weiter. Realschulabschluss 2006, dann Polizeianwärterin in Stralsund ...

»Warum wollten Sie denn zur Polizei?«

»Wegen der Beamtenlaufbahn«, Maike Hansen sah ihn aus irritierend meerblauen Augen an, »meine Eltern meinten, das sei sicherer so. Keine Arbeitslosigkeit, gesicherte Pension ...«

Na, bis zur Pension hatte die Lütte ja noch ein Leben vor sich. Er las weiter. Ab 2008 drei Jahre Polizeifachhochschule in Güstrow, anschließend mittlerer Dienst im Kriminalkommissariat in Stralsund ...

»Gibt's hier kein WLAN?«

Kein We-was? Oehler sah irritiert auf und stellte fest, dass die junge Hansen inzwischen den Dienstcomputer okkupiert hatte.

»Internet. Warten Sie, ich check das mal.« Und schon holte sie ein schmales Tablet aus ihrer Umhängetasche und tippte konzentriert darauf herum.

Na, das wurde ja immer hübscher. Oehler lehnte sich befremdet zurück. Glaubte die Jugend heutzutage etwa, Kriminalfälle ließen sich online lösen? Mit dem Internet? Das Leben da draußen ist nach wie vor sehr real. Da kommt man virtuell nicht weit.

»Keine Verbindung möglich.« Enttäuscht steckte Maike Hansen das Tablet wieder weg. »Technologisch scheinen Sie hier noch in der Steinzeit zu leben.«

»Fax und Telefon funktionieren einwandfrei«, erklärte Oehler betont gelassen und beugte sich etwas vor. »Mädchen, ich bin drei- undfünfzig Jahre alt. Und immer ohne Internet ausgekommen.«

»Klar, es ging auch mal ohne Fernsehen.« Oehler glaubte, einen Hauch von Spott in ihrer Stimme wahrzunehmen. »Noch früher ging es sogar ohne Musik und ohne Bücher. Wir waren Analphabeten. Jäger und Sammler. Rein menscheitsgeschichtlich gesehen müsste uns der Urwald reichen.« Sie zog ein Smartphone aus der Jacke und nickte zufrieden. »Na, wenigstens funktioniert das. Geben Sie mir gleich Ihre Handynummer?«

»Wozu?«

»Damit ich Sie erreichen kann.«

»Aber ...« Oehler steckte sich verwundert eine Zigarette an und inhalierte tief. »... Sie haben mich doch erreicht.«

»Darf ich Sie an das Nichtraucherschutzgesetz erinnern?« Maike Hansen wedelte sich ostentativ mit den Händen vor dem Gesicht herum. »Schon seit dem 1. August 2007 ist das Rauchen in Schulen und Universitäten, Krankenhäusern, Vorsorge- und Rehabilitationsseinrichtungen, Sport- und Kulturstätten sowie in staatlichen Behörden und Einrichtungen des Landes verboten. Ich fordere Sie daher auf, die Zigarette unverzüglich auszumachen oder vor der Tür weiterzurauchen.«

Oehler setzte die Lesebrille ab und hob erstaunt die Augenbrauen. Na, jetzt ging's aber los. Schon stark, was sich die Lütte hier herausnahm. Aber so sind die Frauen: Nach nicht mal fünf Minuten wollen sie dich erziehen. Doch noch war das sein Büro. Und er rauchte hier, seit er denken konnte. Wie will man sonst vernünftig arbeiten? Er hüllte sich in dichten Zigarettenqualm und überlegte, wie er diese gesundheitsirre Kriminalobermeisterin wieder loswerden konnte. Wenn die noch nicht mal ein bisschen Tabakrauch vertrug, wurde das ohnehin nichts. Nachher bekam sie noch Asthma und fiel einfach um. Nee, das ging nicht. Auf gar keinen Fall ...

»Mir ist natürlich durchaus bewusst, dass Nikotinsüchtige die Folgen des Passivrauchens für ihre Umwelt unterschätzen.« Maike

Hansen öffnete das Fenster. »Aber es gibt wissenschaftliche Studien darüber. Ich kann Ihnen da gerne was herunterladen und ausdrucken. Unabhängig davon ist dies eine Landesbehörde – und deshalb: Rauchen verboten!«

Ich weiß zwar nicht, dachte Oehler ungläubig, womit sie dir den Kopf gewaschen haben, aber du kannst doch nicht im Ernst glauben, dass ich jetzt wegen dir mit dem Rauchen aufhöre. In was für Zeiten leben wir inzwischen? Nirgendwo darf mehr geraucht werden, nicht mal in Kneipen. Und als er letztens in einem dieser neuen Biergärten am Hafen ein Feierabendbier bestellte, hatte ihn die Serviererin allen Ernstes gefragt, ob er es mit Alkohol haben wolle. War das zu fassen? Und jetzt wollte ihm diese niedliche Trinwillershagener Kriminalobermeisterin das Rauchen verbieten? Unglaublich. Oehler nahm noch einen tiefen Zug von seiner Zigarette und erhob sich langsam. »Kindchen, ich fürchte ...«

»Ich bin nicht Ihr Kindchen«, regte sie sich auf.

»Sicher ...«

»Und auch nicht Ihr Mädchen!«

»Wie auch immer«, Oehler lächelte unschuldig und öffnete die Tür, »wenn Sie der Rauch stört, können Sie gerne an die frische Luft gehen. Ich habe hier ohnehin keine Verwendung für Sie.«

»Weil ich Sie vom Rauchen abhalten will?«

»Nein.« Oehler schüttelte den Kopf. »Weil es hier nichts zu tun gibt.«

Die Lütte starrte ihn betroffen an. Wie ein Kind, das gleich losheult. Fast tat sie ihm leid.

»Na, na«, machte Oehler versöhnlich. »Das hat doch nichts mit Ihnen zu tun. Das Problem ist: Es gibt keine Kriminalität in Barth.«

»Ist doch Blödsinn«, widersprach Maike Hansen, »es gibt überall Kriminalität.«

»Nicht hier bei uns.« Oehler schob das Mädchen behutsam zur Tür hinaus. »Kommen Sie! Ich werde es Ihnen beweisen.«

Kurz darauf standen sie auf der Hafestraße. Oehler schloss die Dienststelle ab und hängte sein einst mit viel Hingabe selbst gemal-

tes und inzwischen sichtbar verwittertes »Komme gleich wieder«-Schild an den Türknäuf.

»Und wenn jetzt jemand was von Ihnen will«, fragte Maike Hansen, »haben Sie keine Vertretung?«

»Wozu? Es will niemand was von mir.«

»Und warum gibt's hier dann ein Kriminalkommissariat?«

»Tja«, er warf die Zigarettenspitze in den Rinnstein, »das frage ich mich seit zwanzig Jahren. Gehen wir?«

»Wohin?«

»Vinetablick«.« Oehler stapfte drauflos. »Ich spendiere Ihnen einen Kaffee. Oder wollen Sie lieber Tee?«

»Eine Latte macchiato wäre nicht schlecht.«

»Ist das italienisch?«

»Ja.« Maike Hansen rannte ihm nach. »Milchkaffee.«

»Und warum sagen Sie dann nicht Milchkaffee?«

3 DER »VINETABLICK« oder genauer der »Vinetablick bei Moppi«, wie das Fischrestaurant nach dem Spitznamen des Wirtes korrekt hieß, lag direkt am westlichen Yachthafen an der Boddenkante. Es gab eine große Freiterrasse mit ein paar Tischen unter bunten Schirmen, die bei gutem Wetter vor der Sonne schützten und bei schlechtem Wetter als Regenschutz dienten.

Die unzähligen Masten der vielen Segelyachten an der Steganlage klapperten im leichten Wind, und auch die Kundschaft »bei Moppi«, wie die Barther den Laden nannten, setzte sich vor allem aus braun gebrannten, meist schon weißhaarigen Yachties zusammen, die mit ihren Booten im Hafen lagen.

Oehler war oft der einzige Einheimische hier. Aber er kam gern, weil der Laden gleich um die Ecke lag und es hier immer ein reichhaltiges Frühstück und gute Fischgerichte zu erträglichen Preisen gab.

»Moin, Moppi«, begrüßte er den Mann hinter dem Tresen.

»Machste mir'n großes Bier und der jungen Dame einen Milchkaffee? Wir setzen uns raus.«

»Klar, Björni.« Moppi zwinkerte ihm mit Blick auf Maike Hansen verschwörerisch zu. »Süß.«

Oehler grinste und setzte sich an einen der freien Tische draußen.

»Ein für alle Mal!« Maike Hansen war schon wieder empört. »Ich bin nicht süß!«

Oehler legte sein Päckchen Zigaretten auf den Tisch und suchte sein Feuerzeug. »Hier draußen wird es Sie ja nicht stören, wenn ich rauche ...«

»Doch. Aber hier draußen kann ich es Ihnen nicht verbieten.«

»Eben.« Oehler steckte sich eine an.

»Sie wollten mir etwas beweisen. Fangen Sie an!«

Aber Oehler schwieg. Das konnte er gut. Unbehagliches Schweigen erzeugen. Eine gedrückte Stille, die das Gegenüber irgendwann nicht mehr aushielt. Und dann packten sie aus. Alle.

Maike Hansen aber hatte nichts auszupacken und schwieg ebenfalls. Jedenfalls so lange, bis Moppi Bier und Milchkaffee heranbancierte.

»Kann ich gleich zahlen?«

»Nee, lassen Sie stecken, das übernehme ich«, beeilte sich Oehler und kramte umständlich sein Portemonnaie hervor. »Was macht das, Moppi?«

»Sechs dreißig.« Der Wirt stellte die Getränke ab.

Der Kriminaloberkommissar drückte ihm einen Fünf-Euro-Schein und eine Zwei-Euro-Münze in die Hand. »Stimmt so.«

»Danke, Björni. Bis später.« Moppi ging, nicht ohne Maike Hansen noch einmal ausgiebig gemustert zu haben.

»Na denn!« Oehler hob sein Bierglas. »Prost!«

»Wie können Sie um diese Zeit schon Bier trinken?« Maike Hansen verzog angewidert das Gesicht. »Es ist noch nicht mal zehn. Und außerdem ist Alkohol im Dienst verboten.«

»Och Lütte!« Oehler setzte sein Glas ab und wischte sich den Schaum vom Bart. »Bier ist doch kein Alkohol! Gesünder als Milch,

das hat man früher schon den Babys gegeben. Keine Keime. Nur Wasser, Hopfen und Malz. Deutsches Reinheitsgebot.«

»Zum letzten Mal«, Maike Hansen beugte sich mit eindringlicher Miene, die Oehler ausgesprochen drollig fand, vor, »ich bin weder Ihre Lütte noch Ihr Mädchen oder Ihr Kind. Und ich bin schon gar nicht Ihre Süße ...«

»Süße« hab ich nicht gesagt!«

»Aber gedacht.«

»Einspruch, Euer Ehren. Die Gedanken sind frei.«

»Witzbold!« Maike Hansen schmollte in ihren Milchkaffee hinein.

»Wie soll ich Sie denn nennen? Fräulein Hansen?«

»Wie wär's mit Kollegin?«, fauchte sie. »Ich finde, es ist an der Zeit, unsere Beziehung zu professionalisieren.«

»Das wird nicht nötig sein.« Oehler stand auf und nahm sein Bier mit.

»Wohin gehen Sie?«

»Auf den Steg da.« Er zeigte auf den Yachtanleger. »Kommen Sie mit?«

»Boote gucken oder was?« Maike Hansen seufzte und erhob sich ebenfalls. »Ihre Geldbörse wollen Sie nicht mitnehmen?«

»Die kommt nicht weg.« Oehler hatte sie ganz bewusst auf dem Tisch liegen gelassen. »Bei uns in Barth wird nicht geklaut.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.« Maike Hansen wollte das Portemonnaie an sich nehmen, doch Oehler stoppte sie scharf:

»Finger weg! Das ist 'ne Wette.«

»Eine Wette?«

»Ja.« Oehler zog an seiner Zigarette. »Ich wette, dass die Börse nicht gestohlen wird. Selbst wenn wir dahinten«, er zeigte ans Ende des Bootsanlegers, »auf dem Steg stehen. Halten Sie dagegen?«

»Nee«, machte die Hansen, »ich wette nicht.«

»Nicht so unsportlich, Lütte.«

»Ich bin nicht Ihre Lütte!«

»Geschenkt. Also: Gehen Sie mit?«

»Warum sollte ich?«

»Weil es um Sie geht, Herrgott noch mal!« Oehler machte ein

Gesicht wie ein Lehrer, der zum x-ten Mal einem dusseligen Kind die Grundrechenarten erklärt. »Um Ihren Verbleib an meiner Dienststelle. Gewinne ich unsere kleine Wette und meine Geldbörse bleibt, wo sie ist, machen Sie sich umgehend vom Acker und fahren nach Stralsund oder Trinwillershagen oder was weiß ich wohin zurück. Wird mein Geld gestohlen, machen wir den Dieb dingfest, und Sie dürfen bleiben. Ist das ein faires Angebot?«

»Ich weiß nicht.« Maike Hansen blieb unschlüssig. »Kommt drauf an, wie lange die Wette dauert.«

»Sagen wir ...«, Oehler überlegte einen Moment und hielt ihr dann die Hand hin, »... so lange, bis Sie Ihren Milchkaffee getrunken haben?«

»Vorsicht, Kriminaloberkommissar«, sie schlug nur zögernd ein, »denn ich trinke meine Latte sehr, sehr langsam.«

»Von mir aus.« Oehler stiefelte schon den langen Bootssteg hinter. »Nun kommen Sie endlich!«

Am Ende des Anlegers stand eine kleine weiße Plastikbank, auf der der Hauptkommissar und seine Hoffentlich-niemals-Kollegin nebeneinander wie ein Rentnerehepaar Platz nahmen. Sie saßen hier etwas versteckt hinter den schnittigen Rümpfen schicker Segelboote und hatten dennoch einen guten Blick auf die verwaist auf Moppis Terrasse zurückgelassene Geldbörse.

»Ist denn viel drin?«, erkundigte sich Maike Hansen.

»Geht so. Vierzig, fünfzig Euro vielleicht. Und meine ganzen Ausweise plus Scheckkarte.« Er winkte ab. »Aber das kommt ja nicht weg.«

»Abwarten.« Sie trank ihren Milchkaffee wirklich sehr langsam. Hatte sie ihn überhaupt schon angerührt?

Oehler beobachtete ein Seglerehepaar, das mit seiner Zweiundvierzig-Fuß-Yacht Probleme beim Ablegen bekam. Offenbar hatte die etwas überforderte Gattin auf dem Vordeck die Vorleine nicht rechtzeitig losgeworfen, sodass die Yacht mit dem Heck seitlich ausbrach und sich in der engen Box verkeilte. Der Mann am Steuer stauchte seine Frau mit hochrotem Kopf zusammen, und nur das

beherzte Eingreifen der Skipper von den Nachbarbooten verhinderte, dass er einen Herzinfarkt bekam. Hafenkino vom Feinsten.

Gut gelaunt dagegen zeigte sich eine Gruppe von älteren Herren, die sich einen Chartertörn gegönnt hatten und laut lachend im Cockpit ihrer Bavaria saßen. Frauen hatten sie keine dabei.

Besser so, dachte Oehler, Frauen und Männer passen einfach nicht zusammen. Deshalb hatte er nie geheiratet. Keine Kompromisse. Er blieb allein und konnte machen, was er wollte, weil er sich nie mit jemandem über irgendetwas einigen musste. Er kannte sie doch noch alle, die ehemaligen Schulkameraden und Freunde, die jetzt vollkommen fertig mit den Nerven ein fremdbestimmtes Leben als Ehekrüppel führen mussten. Nee, nee, das Leben als überzeugter Junggeselle war zwar auch nicht leicht, aber sehr viel einfacher.

Nur manchmal fehlte ihm eine Frau. Aber das Verlangen danach nahm inzwischen langsam ab. Oehler war über fünfzig und hatte sich längst damit abgefunden, ab und an selbst Hand anzulegen.

Verstohlen beobachtete er die kleine Hansen. Hübsches Ding, wirklich. Aber nichts für ihn. Nee, das brauchte er wirklich nicht.

»Sie verlieren gerade Ihre Wette!«

Ach was! Oehler reckte den Kopf. Und tatsächlich stand ein alter, etwas verlottert wirkender Glatzkopf mit dunkler Sonnenbrille und im kreisbunten Hawaiihemd vor dem Tisch mit dem Portemonnaie. Er schien es regelrecht zu fixieren. Langsam setzte er sich, sah sich verstohlen nach allen Seiten um und nahm das Portemonnaie an sich.

»Bingo«, triumphierte Maike Hansen.

»Noch hat er's nicht eingesteckt«, knurrte Oehler.

Aber aufgeschlagen hatte es der Mann. Ganz offenkundig zählte er das Geld. Und außerdem betrachtete er interessiert die Ausweise und Scheckkarten. Dann stand er wieder auf und ging zu Moppi in den Laden.

»Das gibt's doch nicht«, entfuhr es Oehler. Das Mädchen schien unfassbares Glück zu haben. Er hätte sein Leben verwetten können, dass die Geldbörse nicht wegkam. Und nun hatte es nicht mal zehn Minuten gedauert. Aber das konnte kein Barther sein. So wie der

Glatzkopf aussah, in seinem Hawaiihemd und der Sonnenbrille, war er vermutlich Tourist, vielleicht sogar US-Amerikaner. Na, den Amis war alles zuzutrauen.

Aber noch war Polen, wie der Volksmund so schön sagt, nicht verloren, denn der Ami kam mit Moppi wieder aus dem Restaurant heraus und blickte sich suchend um. Der Wirt zeigte ihm Maike Hansen und Björn Oehler, die sich von ihrer Plastikbank auf dem Anleger erhoben hatten.

Der Ami nickte verstehend und ging über den Steg auf sie zu. »Herr Oberkommissar Björn Oehler?«

»Derselbe.«

»Sie haben Ihre Brieftasche auf dem Tisch liegen gelassen.« Doch kein Ami. Der Mann sprach ohne Akzent und hielt dem Oberkommissar die Geldbörse lächelnd entgegen. »Nicht dass sie nachher noch wegkommt.«

Jetzt war es Oehler, der triumphierte. »Tja«, sagte er zur verdaterten Maike Hansen, »dann bleibt mir nichts weiter übrig, als Ihnen eine gute Heimfahrt zu wünschen.«

Denn natürlich hatte er sich nicht in seinen Barthern getäuscht. Das waren gute, rechtschaffene Leute. Die nahmen nicht, was ihnen nicht gehörte.

»Leben Sie wohl, Frau Hansen!« Er wandte sich für immer von ihr ab und dem »braven Barther Bürger« zu, um ihn gut gelaunt zum Essen einzuladen, denn »ein ehrlicher Finder darf schließlich nicht hungrig bleiben«.

4 »JETTE?«

Niemand reagierte. Doch Peter Hinrichsen wusste, dass sie zu Hause war. Vorsichtig öffnete der alte Schlepperkapitän die Tür und trat schwerfällig ins Haus. »Jette?«

Sie saß in ihrer kleinen Küche und starrte gedankenverloren in eine kalte Tasse Tee. Das Haar hing ihr strähnig vorm Gesicht, sodass

er ihre Augen nicht sehen konnte. Sie war völlig bewegungslos und rührte sich auch nicht, als er sich mit einem verhaltenen Räuspern zu ihr an den Tisch setzte und fürsorglich ihre Hand streichelte.

Tja. Was sollte er sagen?

Mein Gott, er kannte sie seit mindestens fünfundzwanzig Jahren. Vermutlich waren es noch mehr. Damals war sie als Siebzehnjährige nach Rostock gekommen. Ein hübsches Waisenkind aus Schwerin, ein scheues Mädchen, irgendwie fragil. Ihre Eltern waren 1986 bei einem Flugzeugabsturz nahe Berlin ums Leben gekommen, das hatte sie nie wirklich überwunden. Schiffsmaklerin wollte sie werden. Das waren jene Leute, die die ein- und auslaufenden Schiffe mit Fracht und Ladung versorgten. Damals ein heiß begehrter Job in der DDR, denn im Überseehafen wurden gefragte Konsumgüter verschifft, die sonst im Lande nicht zu bekommen waren. Da fiel als Prämie öfter mal was ab. Um Schiffsmakler zu werden, brauchte man zunächst eine Ausbildung als Seehandelskaufmann – den Begriff Kauffrau gab es damals in Rostock noch nicht –, und diese Lehre machte Jette ausgerechnet in der Betriebsberufsfachschule August Lütjen mit Sitz auf dem in Rostock-Schmarl liegenden ehemaligen Frachtpassagierschiff »Georg Büchner«. Ein ausgemusterter alter Kongodampfer, der bis Ende der siebziger Jahre noch als Ausbildungsschiff der Deutschen Seereederei über die Weltmeere gekreuzt war.

Peter Hinrichsen war dort damals für die Lotsenausbildung zuständig. Man begegnete sich öfter mal auf dem Flur oder in der Kantine beim Mittag. Richtig kennen lernte er die hübsche Jette aber erst im Warnemünder Hafenlokal »Kettenkasten«, wo das Mädchel nebenher kellnerte, um sich etwas dazuzuverdienen. Na, das war was: Da haben sich immer alle nach ihr umgedreht. Peter Hinrichsen wollte mit seinem Kompagnon nur ein, zwei Biere trinken. Doch der schöne Werner hatte nur noch Augen für die Jette. Der alte Haudegen war nie ein Kostverächter, dazu ein »Charmeur à la Couleur«, wie es die Wirtin des Kettenkastens ausdrückte, bevor sie die Männer mit den Worten »Lasst mir ja das Jettchen in Ruhe!« hinauswarf.